

STEIRISCHER HERBST

Der Schauer im Unverfänglichen

Das Kunst- und Kulturfestival Steirischer Herbst in Graz vereint unter dem Titel «Horror Patriae» Arbeiten über das schwierige Verhältnis zum Regionalen und Lokalen – weit über die Grenzen Österreichs hinaus.

VON PATRICIA GRZONKA



Streitbare Germanen: Jan Peter Hammer stellt in einem Video völkische Heimattümelei aus den 1930ern nach. STILL: JAN PETER HAMMER

Allgegenwärtig sind Logo und Titel des diesjährigen Steirischen Herbstes in Graz. «Horror Patriae» – also so viel wie Horror der Heimat – prangt in lichten Blau- und Gelbtönen in einer Art Keilschrift auf den Elektrobussen, die lautlos durch die Stadt gleiten, genauso wie an jedem zweiten Geschäft der pittoresken Altstadt. «Horror Patriae» thematisiert das schwierige Verhältnis zur regionalen Geschichte – nicht nur in Österreich – und zum Lokalen in einer Zeit, in der nicht immer eindeutig unterschieden werden kann, ob die Liebe zur Natur links-ökologische Haltung ist oder einer neonazistischen Blut- und Bodenideologie entspringt.

Es ist also ein hochpolitisches Thema, das die Intendantin des Festivals, Ekaterina Degot, mit ihrem Team hier mit teils brachialen, teils subtilen Werken bearbeitet. Aber natürlich ist Horror Patriae auch eine passende Zuschreibung für ein Land, das am vergangenen Sonntag zu fast dreissig Prozent rechtsextrem gewählt hat, eine Partei, die seit Monaten «Remigration» schreit und offen einen «Volkskanzler» stellen möchte. Obwohl es dazu wohl nicht kommt, ist es doch für den grössten Teil der Kulturszene ein wahres Horrorszenario, dass die FPÖ zusammen mit der erzkonservativen ÖVP nun halb Österreich vertritt.

Groteske Zunge

Wie wenn das Wahlergebnis vorausgeschenkt worden wäre, präsentierte das Team des «Herbstes» nicht nur politische Schauergeschichten voller Mythen und dunkler Nationalismen. Es geht bei diesem Horror auch um einen gesellschaftlich akzeptierten neuen Konservatismus, der durch die Hintertür auch in scheinbar aufgeklärte linke Haushalte dringt: eine romantisierende Natur, die eine unechte Natur ist, oder eine neue neoliberalen Verwurzelung in der Region – denn die aufklärende Moderne und der Internationalismus sind definitiv kaputt.

Herzstück der diesjährigen Ausgabe ist eine Ausstellung in der Neuen Galerie. Wir treten also ein in dieses Horrorkabinett, zum Beispiel mit der Videoarbeit der ukrainischen Künstlerin Aline Kleytman: In «The Place to See before You Die» (2024) sehen wir Kleytman selbst als schmutzig-weißes Fabelwesen durch zerbombte Wohnhäuser in Charkiw streifen, während diese als Horrorluxusurlaubsapartments vermarktet werden. Die zynische Auseinandersetzung mit dem Krieg in der Ukraine endet mit der bitteren Reminiszenz an den Künstler und Performer Artur Snitkus, der vor kurzem 36-jährig verstorben ist – als Kämpfer bei der Verteidigung seines «Vaterlands». In einer zweiten Arbeit von Kleytman, dem Video «Tongue» (2020), liegt diese auf einem Krankenhausbett und droht an ihrer eigenen Zunge zu ersticken, die langsam und unaufhaltsam zu grotesker Dicke

und Länge anschwillt. Die Zunge steht hier metaphorisch für Kleytmans eigene Sprache Russisch und deren Stigmatisierung durch die Kremlpropaganda. Solche Ambivalenzen eines kontaminierten Heimatbegriffs bringt die Schau damit genau auf den Punkt.

Es finden sich auch skurrile Sammlungsstücke des Museums Joanneum, zu denen die zeitgenössische Kunst in Dialog tritt. Beispielsweise zu einer «Karte der Steiermark als Kopf des Kriegsgottes Mars» von 1681 oder zu einem Kerzenleuchter aus der Nazizeit. Im opulenten barocken Treppenaufgang des einstigen «Universalmuseums» hat der österreichische Künstler Thomas Hörl mit seiner «Ahnengalerie» (2024) eine Variante des Perchtenumzugs installiert – das Pendant zum Appenzeller Silvesterchlausen, nur viel brutaler. Auch Hörls Verhältnis zu dem maskierten Wesen ist ambivalent: Denn sie sind einerseits Teil eines traditionellen Volksglaubens, dessen Autorität ausgespielt wird, andererseits stehen sie auch für Geschlechterfluidität und Befreiung von kirchlicher Unterdrückung.

Sinatra für Milošević

Anderes eindrückliche Arbeiten bringen die Heimatidylle in die Nähe zum Patriarchat, so diejenigen von feministischen Künstlerinnen wie Renate Bertlmann oder Valie Export. In einem abgründigen Video bearbeitet der deutsche Künstler Jan Peter Hammer die Umbenennung des steirischen Dorfes St. Margarethen am Silberberg in Noreia aus dem Jahr 1930 als Reenactment einer historischen Schlacht. Damals entstand ein Kult um die völkische Namensgebung, nachdem gemutmassst worden war, dass das Dorf Schauplatz einer Schlacht zwischen Kelten und Römern gewesen war, die mit dem ersten Sieg eines germanischen Stammes geendet hatte. Ein schräger Film, der Folklore, ethnische Konflikte und aktuelle Umweltthemen nebeneinander verhandelt. Schliesslich öffnet sich die Ausstellung auch zu globalen Konfliktzonen wie dem Israel-Gaza-Krieg – der neue Horror ist kein österreichisches Alleinstellungsmerkmal.

Das Festival präsentiert auch Performances und Kabarett. «Out of Tune: Favorite Songs of Dictators and Political Leaders» des französischen Musikers Augustin Maurs hebt das Spiel vom Schauer im Unverfänglichen auf ein globales Level. Begleitet von Schlagzeug und Keyboard, interpretiert Maurs die Lieblings-songs von Diktatoren und Potentaten: «My Way» von Frank Sinatra (Lieblingssong von Slobodan Milošević), «Brother Louie» von Modern Talking (für Kim Jong-un) oder «Blueberry Hill» von Fats Domino (für Vladimir Putin). Lauter hübsche Songs, oder?

Die Ausstellung «Horror Patriae» in der Neuen Galerie in Graz läuft bis zum 16. Februar 2025. Der Steirische Herbst dauert bis 13. Oktober 2024.

MAURICE MAGGI (1955–2024)

Dass die Saat aufgehe
Ja, Zürich ist durch ihn bunter geworden. Aber die Stadt hat ihm nicht nur ein paar schöne Blumenbeete zu verdanken, sondern auch Ideen, die vom Ökologischen bis ins Gesellschaftspolitische reichen.

1984 verstreute der gelernte Landschaftsgärtner Maurice Maggi auf seinen Spaziergängen durch die Stadt erstmals Blumensamen. Bald tauchten an unerwarteten Stellen Malven auf, geheimnisvoll und zart. Wildes Säen, wilde Blumen, damit war Maggi ein Schweizer Pionier, vergleichbar mit Harald Nägeli mit seinen gesprayten Graffiti. Vierzig Jahre lang hat Maggi das gemacht, nach den Malven streute er viele andere Wildsamen, von Schafgarben bis zu Wiesensalbei. Mittlerweile gibt es dafür den internationalen Begriff «Guerilla Gardening» und das etwas gezähmte, vielleicht auch gentrifizierte «Urban Gardening».

Der sorgsame Umgang mit der natürlichen Umgebung führte ihn von den Wildblumen zum Kochen. Es sollte nachhaltig sein, saisonal, lokale Ressourcen nutzend, «nose to tail». Was lässt sich nicht alles mit Blumen und Kräutern im urbanen Raum anstellen. Maggi war Koch in verschiedenen Restaurants, auf Stör, auch in Brooklyn, doch zumeist in Zürich. Eigenwillige Kochbücher hat er verfasst, «Essbare Stadt» (2014), «Einfache Viel-

falt» (2016) oder das Kinderkochbuch «Misch und Masch» (2018). Aber sein Anliegen ging darüber hinaus, zielte auf eine schönere Umgebung für ein besseres Leben, eine lokale Ökologie in Gemeinschaften und Genossenschaften, denn: «Die Mobilität ist der Untergang der Menschen.» Dagegen galt es, ländliches Leben in die Stadt zu bringen, nicht nostalgisch, sondern zukunftsweisend.

Maggi und seine Ideen schafften es bald in die Öffentlichkeit, ja zu einiger Prominenz. Er organisierte Führungen, hielt Vorträge, wurde als Experte anerkannt. Seine Ideen fielen auf fruchtbaren Boden, bei Privaten wie bei der Stadt Zürich. Die Malven blühen, Wildkräuter wuchern über private Installationen und städtische Normkistchen. Es gibt weiterhin viele versiegelte Böden. Zürich müsste immer noch viel Grün lernen, ärgerte sich Maggi und hatte immer ganz konkrete Vorschläge, die er hartnäckig, zuweilen aufsässig vertrat.

Seit längerem an einer Autoimmunkrankheit leidend, ist Maurice Maggi letzte Woche im Alter von 69 Jahren gestorben. Für den November angekündigt ist ein letztes Buch: «Suppe. Eine Liebeserklärung». Noch ein Vermächtnis für ein sinnenreicheres Leben. STEFAN HOWALD

AUF ALLEN KANÄLEN

Augen im Exil

Chiang Mai im Norden Thailands ist zum Zentrum für Journalist:innen aus Myanmar geworden. Sie nehmen gefährliche Reisen in die Heimat auf sich, um über den dortigen Bürgerkrieg zu berichten.

VON MICHAEL LENZ, CHIANG MAI

Mar Naw reist immer wieder in seine Heimat Myanmar, verbringt Wochen an Brennpunkten des Bürgerkriegs, dokumentiert mit seiner Fotokamera den bewaffneten Kampf seiner Landsleute gegen die Junta. Der Journalist lebt im thailändischen Chiang Mai im Exil. Beim Gespräch in einem Café war er gerade zurück aus den Regionen Mon und Tanintharyi im Süden Myanmars. «Ich war mit Einheiten der revolutionären Kräfte am Highway Nr. 8 unterwegs», erzählt der bärige 29-Jährige. Der Highway ist Teil der wichtigen Handelsroute zwischen Thailand und den Hafenstädten in Myanmars Süden.

Bis zum Putsch im Februar 2021 arbeitete Mar Naw als Fotoreporter für die «Myanmar Times». Als sich die Herausgeber:innen des englischsprachigen Blatts dem Befehl der Generäle beugten, das Regime nicht «Junta» zu nennen, kündigte er zusammen mit dreissig Kolleg:innen unter Protest.

Gefährliche Arbeit

Für das Magazin «Frontier Myanmar», wo er nun angestellt ist, begann Mar Naw, den Kampf gegen die Junta mit seiner Kamera an vorderster Front zu dokumentieren. Seine Basis für die Zeiten zwischen den Einsätzen ist Chiang Mai. Die Stadt im Norden Thailands ist ein Zentrum für Exilmyanmar:innen und für von den Behörden stillschweigend akzeptierte Exilmédien wie «The Irrawaddy», «Mizzima», «Democratic Voice of Burma», «Frontier Myanmar» sowie für Blogs und Podcasts.

Wie Mar Naw reisen viele Exiljournalist:innen von hier nach Myanmar, berichten unter schwierigsten Bedingungen über den Bürgerkrieg, die Gräueltaten der Armee, das Leid der Zivilbevölkerung. «Das ist sehr gefährlich. Sie können jederzeit verhaftet oder umgebracht werden», sagt der US-Journalist Danny Fenster. Er spricht aus eigener Erfahrung: Kurz nach dem Putsch 2021 wurde Fenster, als Redaktor von «Frontier Myanmar», in Yangon verhaftet. Gut acht Monate musste er unter menschenunwürdigen Bedingungen im berüchtigten Insein-Gefängnis verbringen. Wenige Tage nach seiner Verurteilung zu elf Jahren Haft wegen «Volksverhetzung» im November 2021 kam der Vierzigjährige durch die Intervention des ehemaligen Uno-Botschafters Bill Richardson frei.

Benzinbomben und Begräbnisse

In Myanmar blockiert die Junta immer erfolgreicher den Internetzugang zu den Exilmédien und deren YouTube-Kanälen. «Wir haben viele unserer User:innen verloren», sagt Mon Mon Myat, leitende Redaktorin der «Democratic Voice of Burma». Was die zwanzig Redaktor:innen im späten Redaktionsbüro in einer Lagerhalle am Stadtrand von Chiang Mai aber nicht davon abhält, weiter über ihre Website, über Facebook und in täglichen Nachrichtensendungen auf YouTube zu berichten. «Wir haben schon rund 200 Leute in Myanmar zu Bürgerjournalist:innen ausgebildet», sagt Mon Mon Myat.

Die Fotos von Mar Naw zeigen, mit welch einfachen Waffen die Widerstandsgruppen der ethnischen Minderheiten und der Exilregierung gegen die hochgerüstete Armee kämpfen: «Sie bauen aus Plastikflaschen Benzinbomben. Die befestigen sie an Drohnen, die eigentlich für den Einsatz in der Landwirtschaft bestimmt waren.» Gegen die Bombardements der Luftwaffe aber seien die Milizen und die Zivilbevölkerung machtlos. «Vor Bombenangriffen konnten wir uns nur in einfachen Erdkavernen schützen», so Mar Naw. Zum Alltag im Kriegsgebiet gehört auch der Tod von Kämpferinnen und Zivilisten. Auch das – die Trauer, die Begräbnisse – hält Mar Naw mit der Kamera fest. Der in Chiang Mai lebende unabhängige Myanmar-Analyst David Matheson hat höchsten Respekt vor den Journalist:innen im Exil: «Sie sind die Augen und Ohren des Widerstands.»

